

Brigitte Blobel

Die Liebenden von Son Rafal

Roman



Für Lobo

Alonso

An diesem Morgen, der wie alle anderen Tage mit einem Seidenhimmel und vollkommener Windstille beginnt, möchte Alonso wetten, dass er noch hundert wird. In der heiligen Stunde des Sonnenaufgangs hält er alles für möglich. Die Welt ist nur für ihn da. Die Gasse schläft, für ihn allein der Tau auf den Oleanderbüschen, die sich durch die Gitterstäbe des Balkons auf der anderen Straßenseite drängen, für ihn allein der Gesang der Vögel, die süße Fäulnis von überreifen Kakifrüchten, der Teergeruch, den er aus der Ferne, vom Hafen zu riechen meint. Die Schönheit verschlossener Persianas in altem Mauerwerk, Stromleitungen, die wie gebündelte Seile an den Fassaden entlangführen, die blasse Sommerfarbe des Himmels, alles nur für ihn, den Alten auf dem Korbstuhl in der Carrer Font Agustín in einem Altstadtviertel von Palma im letzten Sommer des Jahrtausends. Er lehnt den Kopf zurück und fixiert die Madonnenstatue im dritten Stock des Hauses Nr. 25, das seiner Wohnung gegenüberliegt. Eine goldene Madonna in einer Nische, die man aus den Steinen herausgehauen hat. Wenn der erste Sonnenstrahl die Stola der Madonna berührt, entrinnt seiner Brust ein Seufzer. Und er lächelt. Dabei ist er kein gläubiger Mensch, läuft nicht in Kirchen, um zu beten oder für seine Sünden um Verzeihung zu bitten. Wenn er glaubte, es würde helfen, hätte er es längst getan, vor Jahren schon, Jahrzehnten.

Seine rechte Hand streichelt die Hündin, die wie jeden frühen Morgen neben seinem Korbstuhl schläft. Das tut sie schon seit mindestens vierzehn Jahren, die Sommernächte neben ihrem Herrn draußen in der Gasse, von den wenigen Stunden abgesehen, die der Alte in seinem Bett in der Wohnung im zweiten Stock verbringt. Aber im Sommer ist die Wohnung, im Winter kalt und feucht, für ihn zu heiß. Und das Bett zu groß für einen kleinen, alten, einsamen Mann. Lieber schleppt er den Stuhl die zwei Stockwerke hinunter auf die Gasse.

Der Korbstuhl, eigentlich ein Schaukelstuhl, der nicht schaukeln kann, ist von der Sonne gebleicht und von den heftigen Herbstregen, die es vor vielen Jahren einmal gab, aus der Form geraten. Aber der Alte liebt diesen Stuhl wie sonst nichts in seiner Wohnung. Der Kamerad der stillen Nächte in seiner Gasse. Carrer Font Agustín Nr. 22. Da wohnt er, seit fünfzig Jahren. Hier kennt er jeden Pflasterstein, jede schmiedeeiserne Balustrade, er könnte im Schlaf die Schilder über den Ateliers der Handwerker malen, Alfarería (Töpferei), Fontaneria (Klempnerei), Electricista (Elektriker).

Alonso hat eine Körperhaltung für diesen Stuhl entwickelt, die ihm größtmögliche Behaglichkeit verschafft. Der Kopf ruht zwischen den Schultern wie in einer Mulde, die Beine leicht gespreizt, sodass er die Gicht in den Knien nicht spürt, der Bauch vorgewölbt, um dem Magen

genug Raum zum Verdauen zu schaffen, die rechte Hand streichelt das Fell der Hündin, die neben ihm döst. Um die lästigen Fliegen zu vermeiden, hat sie die Ohren über Augen und Schnauze geklappt, gleichgültig gegen die Schönheit des heranbrechenden Tages.

Die andere Hand des Alten streicht über die Melonen, kühl und glatt, die Manuel, der Gemüsehändler, genau neben seinem Korbstuhl in einer Schubkarre abgestellt hat, noch bevor er auf den Markt gefahren ist, um frisches Gemüse und Obst für den Tag zu kaufen. Sobald er bemerkt, dass Alonso seinen Korbstuhl vor die Haustür schleppt, kommt er schon mit der Schubkarre. Manuel ist zwanzig Jahre jünger als Alonso, der im nächsten Jahr seinen 85. Geburtstag feiern wird, auch er hat weißes Haar und einen Schnurrbart, den er pflegt wie sonst nichts.

Obleich er geizig und voller Misstrauen gegen die Ehrlichkeit der Nachbarn ist, überlässt Manuel es dem Alten, die Melonen zu bewachen. Alonso hat ihm einmal erklärt, dass ihn an diesen Früchten nur die Form, die Beschaffenheit der Schale und ihre sanfte Kühle reizt: Den Geschmack einer Melone hält er für vollkommen überbewertet. Denn eine Melone, so Alonso, schmeckt wie Wasser, in das man zwei Spritzer Kakisaft gegeben hat.

So, beide Hände angenehm beschäftigt, begrüßt Alonso jeden neuen Tag. Er seufzt, wenn die goldene Madonna aufleuchtet, er begrüßt feierlich den ersten Sonnenstrahl, der auf die Spitzen der Yuccapalme oben im Dachgarten des Hauses Nr. 23 fällt, bevor der gleiche Strahl die Geranienblüten auf dem tiefer liegenden Balkon aus ihrer Trägheit weckt.

Die Sonne, denkt Alonso, ist ein Maler, der einen goldenen Pinsel in der Hand hält. Das Fell der Katze, die zwischen Kräutertöpfen auf dem Fenstersims schläft, leuchtet wie die Batterie leerer Weingläser nebenan. Wenn das Licht schon fast das Pflaster der Gasse erreicht hat und die Temperatur um mindestens fünf Grad gestiegen ist, wird der erste Fensterladen aufgestoßen, und immer sind es die dunkelgrünen Persianas vor dem Schlafzimmer der Nadal-Witwe. Es ist der einzige Augenblick des Tages, an dem man diese Frau, die einmal zu den Schönsten des Viertels gehört hat, in einem Kleidungsstück sehen kann, das nicht schwarz ist. Jolanda trägt morgens, wenn sie sich gewaschen, aber noch nicht frisiert hat, einen Kimono aus grüner Seide. Vielleicht das letzte Geschenk ihres Mannes, der sein Leben mit Reisen verbracht hat, ohne seine Frau ein einziges Mal zu bitten, ihn zu begleiten.

Alonso schließt die Augen zu einem Spalt, sodass die misstrauische Witwe meinen könnte, er schliefe, oder dass er geblendet werde von der Sonne, die in diesem Augenblick sein Gesicht mit dem goldenen Pinselstrich trifft. Denn jetzt beginnt die Nadal-Witwe vor der offenen Balkontür mit ihren Freiübungen. Züchtige Übungen, ein bisschen Kniebeugen und Armeckreisen, aber dennoch. Alonso ist mit seinen über achtzig Jahren in einem Alter, wo auch sechzigjäh-

rige Witwen in manchen Augenblicken begehrenswert erscheinen.

Da schiebt Bautisata, der Panadero, die eisernen Rollos vor seiner Bäckerei hoch, und wie jeden Morgen verbarrikadiert die Witwe wieder die Balkontüren, als müsse sie immer noch ihre Unschuld hüten.

Dabei kommt jetzt das Schönste: der süße Hefegeruch der Ensaimadas (Blätterteiggebäck aus Mallorca), der auch die Hündin an Alonsos Seite aus ihrem Schlummer weckt. Sie hebt den Kopf, schlägt die Ohren zurück, schaut zu ihrem Herrn hoch und wedelt mit dem staubigen Schwanz. Alonso beugt sich zu der Hündin, ohne jedoch das Streicheln der Melonen für einen einzigen Augenblick zu unterbrechen.

»Schau dir die Welt an, Putanita«, sagt er, »wie schön das alles ist. Schau es dir an, bevor die Gasse sich mit widerlichem Volk füllt. Schau dir so viel Schönheit an, mein Hürchen. Und sei dankbar, dass wir das sehen dürfen.«

Die Hündin wedelt etwas heftiger und legt den Kopf schief, um zu zeigen, dass sie an jedem Wort ihres Herrn interessiert ist. Sie wedelt, als wisse sie, welche Schönheit der Alte meint: Es ist die Schönheit der Friseurgehilfin Magdalena, die im ersten Stock des gegenüberliegenden Hauses lebt, nicht hinter dunkelgrünen, sondern als einzige Bewohnerin der Carrer Font Agustín hinter himmelblauen Persianas. Und es ist der einzige Balkon, der von sich sagen kann: Auf mir wächst eine Dattelpalme. Nicht ein einziges Mal hat sie Früchte getragen, aber das ist kein Wunder. Denn warum sollten die Insekten mit dem Blütenstaub der Dattelpalme sich hier in diese Gasse mitten in der Altstadt von Palma verirren, nur um der Palme auf dem Balkon der Friseurgehilfin Magdalena einen Gefallen zu tun. Datteln gibt es im Supermarkt, auf dem Mittwochsmarkt auf der Plaza Europa, Datteln gibt es bei dem geizigen Gemüsehändler, der genau gegenüber wohnt. Man kann eine Dattelpalme auch verehren, wenn sie keine Früchte trägt, dafür jedoch auf einem Balkon wächst, der viel zu klein für sie ist. Inzwischen verdunkelt ihre Krone bereits die Fenster im dritten Stock, und bald wird sie über die Dächer aller Häuser der Gasse Font Agustín hinausgewachsen sein.

Und es gibt bereits eine Bürgerinitiative, die das Halten von Palmen auf Balkonen verbieten will, aus Sicherheitsgründen. Denn jeden Augenblick kann der Balkon mit der Palme in die Tiefe stürzen, und wer weiß, welche Katastrophen das nach sich zieht.

Aber das stört die schöne Magdalena nicht. Hingebungsvoll hackt sie jeden Morgen mit einem kleinen Spatel die Erde auf, bevor sie die Palme gießt. In einem hauchdünnen Sommerkleidchen beugt sie sich dabei so weit vor, so selbstvergessen, dass Alonsos Finger tatsächlich für einen Augenblick das Streicheln der Melonen vergessen ...

In diesem wohligen Dämmerzustand zwischen Träumen und Wachen empfängt Alonso also

jeden neuen Tag wie ein Geschenk. Eine Versöhnung. Ein Trost für alles Gewesene und Vergangene. Als Entschädigung für das im Leben Versäumte. Und es ist ihm, als könne so ein Leben niemals aufhören.

Wenig später zerreißt das Knattern einer Vespa die Zeit der schönen Träume. Teresa, die jeden Montag kommt, um seine Wohnung zu putzen, die Wäsche zu waschen und ihm das Leben schwer zu machen mit ihren Vorhaltungen. Was weiß ein junges Kind wie sie schon über das Leben im Alter. Was hat es sie zu kümmern, ob er im Bett raucht oder wo er die Weinflaschen aufbewahrt. Wenn er es für praktisch hält, eben im Kleiderschrank.

Heute hat der Fahrtwind Teresas Rock über den Knien hochfliegen lassen, und ihre Schenkel leuchten weiß. Die Hündin, die ihre Abneigung gegen Teresa mit Alonso teilt, knurrt leise. Mehr ein Grummeln als ein Knurren, mehr um Alonsos grimmes Lachen herauszufordern denn als wirkliche Warnung.

Teresa stellt ihre Vespa an der Hauswand ab und nimmt von dem Hund keine Notiz. Sie hebt das Körbchen vom Gepäckträger, Wäsche, frisch gewaschen und gebügelt, eingeschlagen in einem Tuch. Daneben Putzmittel, die sie unentwegt von seinem Geld anschafft, obgleich sie weiß, dass er ebenso wie die Hündin den Geruch von Lauge, Seife und Scheuerpulver nicht vertragen kann.

»Bom dia, Señor Alonso. Das ist eine Hitze, was? Ich habe heute Nacht kein Auge zuge-
macht. Wie in einem Backofen, habe ich meinem Jorge gesagt, ist es im Haus. Wie in einem
Backofen. Die Bettwäsche habe ich nicht geschafft, in der Hitze die großen Stücke bügeln,
das ist einfach zu viel, verstehen Sie, da läuft einem der Schweiß zwischen den Brüsten run-
ter.«

Alonso streckt die Beine, bewegt die Zehen und wartet, dass das Blut zirkuliert. Dann rollt er sich etwas zur Seite und gräbt in der Hosentasche nach dem Wohnungsschlüssel.

»Heute werde ich mich gründlich mit der Küche beschäftigen, Señor Alonso.« Teresas Stim-
me vibriert vor Tatendrang, trotz der Hitze.

Alonso nickt ergeben. Was immer er gegen eine Generalreinigung der Küche einzuwenden hätte: Teresa würde es trotzdem genau so machen, wie sie es sich vorgenommen hat. Manchmal scheint es Alonso wie eine Strafe Gottes, dass er immer von Frauen umgeben ist, die sich nur mit der Kommandosprache des Militärs verständigen. Alonso erlaubt sich die Ansicht, dass alles Militärische Männersache zu sein hat. Und dann ist es in Ordnung. Aber Frauen, die Männer herumkommandieren, sind etwas äußerst Unangenehmes. Eigentlich kennt Alonso nur eine Sorte Frauen, die noch fürchterlicher sind: und das sind Frauen, die ihre Männer ein-

fach wegschicken. Weg aus ihrem Leben. Die irgendwann genug davon haben, mit ihrem Mann weiter Tisch und Bett und Badezimmer zu teilen. Die einfach sagen: Es reicht. Verschwinde aus meinem Leben. Sieh zu, wie du allein zurechtkommst. Aber an diese große Erniedrigung seines Lebens will Alonso so früh an diesem verheißungsvollen Morgen nicht denken.

Stattdessen wird seine Aufmerksamkeit gefangen von einem Fremden in kurzer Hose und formlosem Polohemd, der eine Kamera vor dem Bauch trägt und ehrfürchtig, fast andächtig die Gasse betritt. Er schaut nach rechts, nach links, betrachtet die Bäckerei, den Balkon mit Magdalenas Palme, die goldene Madonna unter dem Dachfirst im dritten Stock des Hauses Nr. 25. Alonso auf seinem Korbstuhl, der nicht schaukeln kann, die Hündin, die Schubkarre mit den Melonen, die Zöpfe aus getrockneten Pimientos, frischem Knoblauch, Tomaten fürs Pa'amb Oli (Brot mit Olivenöl, Knoblauch und Tomaten), grüne, frische Pimientos, scharlachrote Paprika in der Form eines Schnabelschuhs. Auberginen, groß wie Rugbybälle, Kürbisse, Zucchini, Artischocken, Kapern in Körbchen, getrocknete Aprikosen, frische Aprikosen und Aprikosenkonfitüre, welche die Frau des Gemüsehändlers in ihren schlaflosen Nächten auf dem heimischen Küchenherd kocht.

Der Fremde in der kurzen Hose fotografiert alles, ohne zu fragen. Ohne jemanden zu grüßen. Er hält seine Kamera vor die Augen, weicht zwei Schritte von Alonso zurück, dann noch einen, noch einen, bis er sich an dem Fenstersims des Hauses Nr. 25 den Hinterkopf schlägt. Alonso lacht grimmig, greift nach seinem krummen Stock aus Olivenholz, klopft auf die Schenkel und sagt: »Zeit fürs Frühstück, Putanita.«

Bevor der Fremde abdrücken kann, hat sich Alonso mit erstaunlicher Geschicklichkeit aus dem tiefen Stuhl erhoben, die Lehne gepackt und den Stuhl hinter sich her in den Hauseingang gezogen.

Er wartet hinter der Tür, bis der Fremde weitergegangen ist. Dann pfeift er nach seinem Hund und geht in entgegengesetzter Richtung davon.

Das Barrio, in dem Alonso seit fünfzig Jahren wohnt, gehört nicht zu den Vierteln der Altstadt, welche in Reiseführern angepriesen werden. Hier ist man noch verschont von Touristen. Auch wenn manche Trödler und Töpfer und Verkäufer von Souvenirs das bedauern mögen, ebenso wie der Maler im Haus Nr. 17, der seine Bilder jeden Abend auf die Gasse hinunterträgt und sie, an den Häuserfassaden angelehnt, zum Verkauf anbietet. Er müsste in eine andere Gegend ziehen.

Alonso, der viel Zeit hat, die Fremden zu beobachten, weiß, was sie suchen: das andere Mal-

lorca, das andere Palma, jenes, welches sie aus den Reiseprospekten kennen. Gassen mit malerischen Trödlerläden, in denen man geflochtene Körbe, gusseiserne Straßenlaternen und Keramikgeschirr kaufen kann. Balkone, auf denen es üppig blüht: Oleander und Geranien in Hülle und Fülle, manchmal der betäubende Duft von Küchenkräutern, und dann wieder Leinen mit zarter Wäsche, geöffnete Fenster, hinter denen sich ein Leben abspielt, das die Touristen sich ausmalen, aber nicht wirklich sehen können. Sie stellen sich sowieso immer das Falsche vor: Huren – gekleidet wie Flamenco-Tänzerinnen – bei der Morgentoilette, Hausfrauen im Streit mit dem Dienstmädchen, oder Familienväter, die Wäscherin begrabschend, die sich über einen Trog mit duftender Lauge beugt. Mädchen mit flachen Brüsten, die von einer Karriere beim Film träumen, während ihre nackten Füße über den Steinboden fliegen.

Hier verfolgen alte Männer am Transistor-Radio politische Sendungen in katalanischer Sprache. Auch diese Bars betreten die Touristen nicht. Sie sind ihnen zu schmutzig, zu vulgär, Neon-Lampen, die Tische aus Kunststoff, die Stühle aus Plastik, die Kellnerinnen verhärtet, das Spülwasser hinter der Theke wird nur einmal täglich erneuert, die Biergläser sind stumpf. Es ist nicht das richtige Mallorca. Die Tapas, die kleinen Vorspeisen, die man zu einer Copa di Vino oder einem Fino (trockener Sherry) bestellt, Otifarra (mit Zimt gewürzte Schweineblutwurst), Albigondas (Fleischbällchen mit Majoran), Calamares oder Bolets (Pilze) würde ein Beamter der Gesundheitsbehörde sofort beschlagnahmen, käme er je auf die Idee, diese Gasse aufzusuchen. Kein Priester kommt mehr vorbei, seit die Església de Nostra Senyora wegen Einsturzgefahr gesperrt wurde. Jetzt muss in dieser Gasse niemand mehr auf irgendetwas oder irgendwas Rücksicht nehmen.

Noch sind fast alle Persianas verschlossen, sodass die zwei- und dreistöckigen Häuser rechts und links der Gasse einen abweisenden, ja verlassenen Eindruck machen. Nur aus einem der Fenster dringt Rap-Musik, ein hämmernder, monotoner Rhythmus, den Alonsos Krückstock sofort aufnimmt. Die Musik geht vom Stock in beide Beine. Normalerweise zieht er das rechte Bein nach, heute sieht man davon nichts. Im vorletzten Winter hat ein Zechbruder im Rausch einen Stuhl auf seinem Knie zerschlagen.

Es ist elf Uhr vormittags, und pünktlich setzt der Wind aus der Serra de Tramuntana ein. Er wirbelt Papierfetzen und Plastiktüten zwischen Hauswänden, Laternen und Balkongittern hin und her, der Staub tanzt im Sonnenlicht, die Quecksilbersäule steigt beständig, aber Alonso spürt an diesem Tag nicht den Feuerball hinter seiner Stirn. Seine Laune steigt. Er macht Pläne für den Tag. Er wird nach dem Cortado (Kaffee mit wenig Milch) und nachdem er seinen Hund mit dem Würfelzucker gefüttert hat, den es dort gratis gibt, ans Meer hinuntergehen. Vielleicht kann er sich dem einen oder anderen Touristen als Führer durch die Kathedrale La

Seu anbieten. Eine der vollkommensten und großartigsten Kathedralen der Welt. So steht es geschrieben, und genau so wird Alonso diese Kirche auch erklären: als großartiges und vollkommenes Meisterwerk, an dem seine Vorfahren mitgewirkt haben. Natürlich wird niemand ihm glauben.

Alonso wendet sich zweimal um. Das erste Mal, um sicher zu sein, dass Teresa die Persianas vor der Haustür wieder verschlossen hat, das zweite Mal, als er hinter sich die Rufe eines Zeitungsverkäufers hört. Der Junge brüllt die Schlagzeilen des Tages hinauf zu den geschlossenen Fenstern der schmalen Gasse, wie jeden Vormittag. An einigen der Häuser läuft er schnell vorbei, bei anderen nimmt er sich Zeit. Bleibt sogar manchmal erwartungsvoll stehen.

»Última Hora! Mallorca dieses Wochenende Treffpunkt des internationalen Jetsets! Die Hochzeit des Jahres!

Ysabel Pilar de Villalonga y Duquesa de Sa Carrotxa und Felipe Ramón, der Sohn des königlichen Anwalts Don Jaume Sureda! Das Traumpaar des Jahres! Lesen Sie alles über Mallorcas große Familien, das große Geld, das Leben der Reichen und Schönen!«

Alonso bleibt stehen. Er winkt dem Zeitungsjungen zu. »Was brüllst du da?«

Der Verkäufer nimmt von ihm keine Notiz, denn oben im zweiten Stock des Hauses Nr. 9, eines Hauses mit einem runden Torbogen aus Marés-Steinen, in den Tierköpfe gemeißelt sind, fliegen die Fenster auf. Eine Frau, den Kopf voller Lockenwickler, beugt sich heraus. »Wer heiratet?«

»Die Villalongas verheiraten sich mit dem Sohn des Millionärs Don Jaume Sureda!«

Die Frau lacht bitter. »Der Teufel schießt immer auf den größten Haufen, was?« Sie knallt das Fenster wieder zu.

»Hey!« Alonso schlurft zu dem Zeitungsjungen zurück. Er schlägt mit der Krücke auf den Zeitungsstapel, den der Junge unter dem Arm trägt. »Was kostet es, wenn man in deine Zeitung nur mal reinschauen will?«

Der Zeitungsjunge, ein schmaler, vielleicht fünfzehn- oder sechzehnjähriger Junge, lässt seinen abschätzenden Blick über die Gestalt vor ihm gleiten. »Hundert Peseten«, sagt er.

»Hundert Peseten? Ich will die Zeitung nicht kaufen, Bursche, ich will nur diese Geschichte da auf Seite eins kurz überfliegen!«

»Ich verleihe keine Zeitungen. Ich verkaufe sie.« Der Junge schiebt den Alten zur Seite und ruft: »Alles über die Hochzeit des Jahres! Die Partido Nacional kündigt neue Gesetze an! Grausiger Mord in Arenal! Última Hora!«

Alonso folgt dem Jungen die Gasse hinunter. Die Sonne steht im Osten, und er hat seinen Hut vergessen. Das Licht blendet ihn.

»Warte! Ich kaufe sie dir ab! Halt an, Bursche!« Er muss sich heiser schreien, bis der Zeitungsverkäufer tatsächlich stehen bleibt. Aber nur, um der Friseurgehilfin, die seit langem von einem reichen Bräutigam träumt, eine Zeitung zu verkaufen. Endlich, als er lässig die Münzen in seine Hosentasche gleiten lässt, dreht er sich noch einmal zu Alonso um. »Du hast kein Geld«, sagt er. »Ich verhandle nicht mit Leuten, die pleite sind.«

»Was? Ich habe kein Geld? Wie kommst du darauf, du Rotznase?«, schreit Alonso.

»Du stinkst, arme Leute stinken immer.« Der Bursche rennt lachend davon. »Das kann ich mit meiner Rotznase riechen.«

Der Alte schleudert ihm seinen Krückstock hinterher. »Weißt du überhaupt, mit wem du redest, Bastard?«, schreit er. Seine Stimmbänder sind rau wie Schmirgelpapier. Er leidet seit Monaten unter einem Katarrh der Luftwege. Er muss sich an den Häuserwänden abstützen, als er weitergeht. Sein Stock ist in einer Pfütze aus Schmieröl gelandet. Er bückt sich ächzend, um mit seinen gichtigen Händen den Griff zu erfassen, wischt ihn an seiner Hose ab und macht mitten in der Gasse kehrt.

»Margalida Pilar de Villalonga«, knurrt er. »Du stinkst auch. Selbst wenn du dich mit französischer Seife wäschst. Ihr alle stinkt. Und du, Pepe, halt deine Nase in deine Achsel und versuch, nicht das Gesicht zu verziehen von dem Aasgeruch!«

Jeden Morgen der gleiche Weg durch die Gasse hinunter zum Passeig Maritim. Vorbei an den Booten, den Fischern, die zwischen den Palmen der Promenade ihre Netze ausbreiten, an den Parkplätzen, wo eine neue, junge Generation kleiner Gangster auf eine günstige Gelegenheit wartet, die abgestellten Autos auszuplündern. Alonso kann es ihnen an der Nasenspitze ansehen, was sie vorhaben. Er knurrt sie an, manchmal wirft er seinen Stock nach ihnen. Aber sie lachen ihn aus, springen behänd über die Abgrenzungen und verschwinden unten am Pier. Jede Woche werden es mehr. Alonso hat irgendwann aufgehört, sich ihre Namen und ihre Gesichter zu merken.

Die Hündin kneift feige den Schwanz ein, als er an Gruppen junger Männer in saloppen Anzügen und zu dunklen Sonnenbrillen vorbeihumpelt.

»Sie nehmen uns die Stadt weg, Putanita«, knurrt der Alte. »Sie nehmen uns alles weg. Irgendwann gehört uns hier nichts mehr.«

Es ist Anfang des Sommers. Der letzte Sommer des Jahrtausends. Das meteorologische Institut von Porto Pi verspricht einen langen und heißen Sommer. Das ist einfach, denn die Sommer auf Mallorca sind immer lang und heiß. Aber was es bedeutet, wenn das meteorologische Institut, das sich immer irrt, das Selbstverständliche verspricht, gehört zu den Mysterien, die

Alonso nie begreifen wird.

Es ist elf Uhr vormittags, die Touristen in ihren Hotelburgen haben sich an den Frühstücksbüffets satt gefressen und streben an die Strände oder in die Strandbars, Busunternehmen karren neugieriges Volk über die Insel, an andere Strände, in die Berge oder zu den alten Windmühlen, den Grotten, den Weinkellern, den Keramik-Fabriken, den Manufakturen von Mallorca-Perlen. Notare beurkunden den Verkauf von Hunderten Quarteradas Land an einem Vormittag. Land, das über Jahrhunderte den Mallorquinern gehörte, Weideland, Ackerland, Strand, Felsenklippen und Buchten. Land, auf dem im Februar die Mandelbäume blühen, ein Jahrtausend lang, und Aprikosenbäume, deren Früchte im Juni auf Steinmauern trocknen. Land, auf dem schwarze Schweine Feigen fressen, schlafen und sich paaren. Land für die Schafherden, die Ziegen, die Taxifahrer, Köche und Zimmermädchen, vererbt von einer Generation auf die nächste. Hunderte Quarteradas Land verscherbelt an einem Tag, oder noch mehr, wer weiß das schon.

Alonso humpelt weiter zum Camp del Mar. An der Ampel klopft er mit dem Stock gegen das Hosenbein. Eine Aufforderung an die Hündin, ganz nah heranzukommen. Er bückt sich, packt die Hündin am Nackenfell und flüstert: »Hochzeit bei den Villalongas. Wie findest du das?« Er kichert, und dabei füllen sich seine von Alkohol und anderen Drogen geröteten Augen mit Tränen. »Wir lassen sie hochgehen, meine Schöne, das schwör ich dir bei dem größten Hammelknochen, den es auf dieser verdammten Insel je zu fressen gab.« Er gibt dem Tier einen Schubs, die Ampel springt auf Grün, die Hündin wetzt über den glühenden Asphalt und bleibt auf dem kleinen Rasenstück auf der anderen Straßenseite stehen, um auf ihren Herrn zu warten.

Trotzig wischt der Alte die Tränen weg, wirft den Kopf in den Nacken und überquert die Straße wie einer, dem die Welt noch zu gehorchen hat: den Krückstock wie eine Lanze nach vorn gerichtet, den Kopf mit dem schlohweißen Haar weit in den Nacken gelegt, das Kinn gereckt, der Adamsapfel groß wie eine reife Feige.

Fast immer halten die Autofahrer voller Respekt oder Verwunderung.

Der Alte tut, als merke er nicht, wie das Toben und Brodeln der Stadt ganz plötzlich, für eine einzige Sekunde, innehält. Denn das ist der letzte Respekt, den er von dieser Stadt, von dieser Insel, die seiner Familie Wohlstand und Ansehen verdankt, erwarten kann.